

(Nachdruck verboten)

Der Roman einer Verschwörung.

21

Von A. Ranc.

Aus Deutsche übertragen von Marie Kunert.

XIV.

Kriegsministerium.
Kabinet des Ministers.An Herrn S. . .
Privatsekretär Sr. Exzellenz des Herzogs von Feltre.
(Vertraulich.)

Paris, im September.

Werther Herr!

Ich sehe so sehr in der Tinte, wie es nur möglich ist; doch habe ich die Spur entdeckt und meinem Vertreter einen Triumph vorbereitet. Denn, werther Herr, es muß jemand nach Poitiers geschickt werden und zwar so schnell wie möglich.

Dieser Brief wird Ihnen heute Abend beim Empfang Sr. Exzellenz durch einen sicheren Mann ausgehändigt werden. Ich werde nicht zu Ihnen kommen können, da ich die Ehre einer besonderen Ueberwachung seitens Novigo's genieße. Ich bin sogar sehr überrascht gewesen, als ich nach Paris kam und bemerkte, daß ich erwartet wurde. Ich hatte indeß die Vorsicht gebrannt, außerhalb von Poitiers in die Post zu steigen; in Orléans war ich ausgestiegen und hatte mir den Luxus eines Postwagens gegönnt, der schneller fuhr als der Omnibus und dreiviertel Stunden vor diesem eintraf. Das war gewiß nicht schlecht berechnet, und doch summt es schon an der Barrière von dem lästigen Fliegengefindel Novigo's. Ganz entschieden, die Gebrüder Chappe*) sind boshafte Menschen, und es giebt nichts Niederträchtigeres als den Telegraphen. Seitdem werde ich auf ganz außergewöhnliche Weise auf Schritt und Tritt begleitet. Die Agenten Novigo's haben entschieden ein Talent, gut zu spioniren: es ist ihr einziges und wir wollen es ihnen nicht bestreiten.

Ich sagte Ihnen doch, werther Herr, daß ich in der Tinte sehe. Der Gedanke, daß Degrange nicht glücklicher gewesen ist als ich, würde mich nicht trösten können, wenn ich nicht einige genaue Fingerzeige und Einblicke in die Sache erhalten hätte, die ich für richtig zu halten schwach genug bin. Wie ich in meinem zweiten aus Poitiers datirten Briefe begründet habe, kommen die von dieser Stadt aus an Sr. Exzellenz gerichteten vertraulichen Berichte der Wahrheit ziemlich nahe. Ja, es geht hier etwas vor, und meine bescheidene Meinung ist, daß eine ganz kleine Zahl von Personen im Geheimniß ist. Alles muß zwischen den beiden Gefangenen und einer Person von außen, die ich nicht entdecken konnte, eingefädelt sein. Bis jetzt birgt die Sache aber noch einen völlig dunkeln Punkt.

In den ersten Tagen, als ich in Poitiers war, habe ich die beiden pensionirten Offiziere, auf die ich aufmerksam gemacht worden war, ausforschen wollen. Sie blieben ebenso zugeknöpft wie ihre untadeligen Röcke. Gewiß sind es schlechtgestimmte Männer, die auf Dinge, die sie lächerlicherweise Grundsätze nennen, etwas halten, aber ihr beschränkter Kopf hat niemals eine Idee erfaßt, wieviel weniger gar zwei. Wenn sie an der Verschwörung theilhaftig wären, so dürfte Rochereuil auf diese beiden Lieutenanten nicht sehr stolz sein.

Ich habe dann an einen hervorragenden Advokaten gedacht, der des Liberalismus verdächtig ist. Er heißt Boncenne. Ganz Poitiers meint, daß er noch einmal der Ruhm der Stadt werden wird. Ich habe einige Erkundigungen über seinen Charakter, seine Sitten und sein Leben eingezogen. Er ist ein schwacher, ängstlicher Mensch, ein tüchtiger Redner, aber unfähig, einen Plan zu fassen und vor allem irgend etwas dabei aufs Spiel zu setzen. Ich wäre auch sehr erstannt gewesen, wenn ich einen Advokaten bei einer mit äußerster Vorsicht geführten Sache theilhaftig gefunden, in der noch kein Wort zu viel gesagt worden ist.

Nachdem die Offiziere und der Advokat wegfielen, muß ich Ihnen unumwunden gestehen, daß ich niemand mehr wußte, auf den ich mein besonderes Augenmerk richten konnte. Ich wollte wissen, wie weit Degrange war, ob er mehr Glück ge-

habt hatte als ich, und vielleicht die Kastanien für mich aus dem Feuer geholt hatte. Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft erfuhr ich, nach welcher Seite er vorging, und zwar erfuhr ich dies zufällig. Der alte Gänsebalgehändler, von dem ich Ihnen erzählt habe, der mit uns in den „Trois Piliers“ wohnt und speist, ist wohl der unerträglichste Schwäger auf der Welt, aber mitunter ist sein Geplapper doch von Nutzen. So fing er bei Tische an, Degrange wegen seines Benehmens anzuziehen. Er warf ihm vor, daß er jungen Damen am lichten Tage nachlaufe und sie bis zu ihrer Thür begleite. Und als Degrange that, als wüßte er nicht, wovon jener redete, sagte der brave Mann: „O, ich habe Sie ganz genau gesehen. Sie verfolgten ein Mädchen, das wirklich sehr hübsche Waden hatte, von der Place d'Armes bis zum Boulevard du Grand-Cerf. Ich ging gerade auch dort entlang. Pest! Sie sind aber ein Schwerenöther!“

Degrange lachte, innerlich jedoch wüthete er. Ich dagegen segnete den ehrlichen Alten, der sich die Mühe gab, mich gratis zu informiren.

Das Mädchen vom Boulevard du Grand-Cerf ist eine gewisse Juliette Le François, die für die Geliebte des älteren Rochereuil gilt. Sie geht nicht in das Gefängniß, aber da der junge Rochereuil sie mitunter besucht, hat Degrange mit Recht vermutet, daß sie bis zu einem gewissen Grade in die Sache verwickelt ist, und er glaubte in Folge dessen, daß er etwas erlöhren würde, wenn er sie überwachte. So spürte also Degrange Juliette nach, und ich spürte wieder Degrange nach.

Nun, geehrter Herr, dieses Mädchen ist sehr entschlossen, denn Degrange hat nichts bei ihr erreicht, absolut nichts. Ich lachte über seine Enttäuschung. Wenn ich mich aber an seine Stelle denke, so begreife ich seine schlechte Laune, denn es ist doch wirklich zu ärgerlich! Bedenken Sie, geehrter Herr, Frau Rochereuil, die Mutter, geht in das Gefängniß. Das ist der einzige Besuch, den ihr Sohn empfängt. Nach Hause gekommen, übermittelt sie dem Jüngeren die Instruktionen des Älteren. Der Junge geht aus. Wohin geht er? Entweder geht er ruhig spazieren und spricht mit niemand oder er geht zu Juliette. Soweit hält Degrange den Faden in der Hand, und ich folge ihm. Aber von da ab weiß weder Degrange noch ich weiter. Juliette empfängt niemand. Wenn sie ausgeht, so geht sie wie Louis Rochereuil spazieren. Sie redet keine lebende Seele an. So reißt der Faden bei ihr also ab. Man kann ihn wohl von Pierre Rochereuil zur Mutter, von der Mutter zum Sohn und zu der Geliebten verfolgen, aber es ist unmöglich, darüber hinaus zu kommen.

Bei dieser Lage der Dinge begriff ich, daß Degrange seine Zeit damit vergendete, Juliette und Louis Rochereuil zu überwachen und daß ich die meine verschwendete, wenn ich Degrange überwachte. Ich mußte an die Quelle hinuntersteigen und mich an den älteren Rochereuil und den Abbé Georget wenden, um zu sehen, was für Pläne sie im Leibe haben. Aber bequem war es nicht, wenn ich auf natürlich scheinende Weise zu ihnen gelangen wollte und Degrange's Argwohn nicht zu sehr geweckt werden sollte. Dann bedenken Sie, wie schwierig meine Stellung war. Ich sage das nicht, um das relative Mißlingen meines Planes zu erklären. Das werden Sie gleich sehen. Ich habe, glaube ich, noch das Menschenmögliche erreicht. Ich stecke mitten zwischen den Verschwörern und einer Polizei, die beide die gleichen Gründe haben, mir zu mißtrauen. Ich handle ohne offiziellen Auftrag; d. h. wenn Herrn Degrange die Laune angewandelt hätte, mich in einen unterirdischen Keller sperren zu lassen, so hätte ich nichts dagegen sagen können, da ich mich auf die, die mich gebrauchen, nicht berufen konnte. Kurz, ich war wie ein Opferlamm. Sr. Exzellenz haben auf meine Erfahrung und Geschicklichkeit gerechnet, mit der ich den General-Polizeiminister überholen und Sr. Majestät beweisen sollte, daß Savary-Novigo ihres Vertrauens nicht würdig ist. Die Sache liegt schließlich ähnlich der, die Fouché zu den Zeiten Georges' und Moreau's geführt hat. Aber achten Sie auf den Unterschied. Fouché hatte die Polizei selbst geleitet. Er hatte die Listen seiner Agenten zurückbehalten und mit den geschicktesten unter ihnen Beziehungen aufrecht erhalten. Er kannte die Verschwörer, und endlich wußte er aus England eine Menge,

*) Die Gebrüder Chappe sind die Erfinder des Telegraphen.

Ich stehe allein und habe mich sogar verpflichtet, mich vor der eigenen Polizei Ihres Ministeriums und der Gendarmerie in acht zu nehmen. Ich soll alles selbst erfinden und ausführen.

Glücklicherweise hat dieser triefängige Spürhund, der Degrange, mir selbst Mittel und Wege gewiesen, um in das Gefängnis einzudringen, wo Rochereuil und der Abbé Georget inhaftiert sind.

Eines Abends saß ich gerade im Speisesaal des Hotels des Trois-Piliers und dachte nach, wobei ich Pfirsichstückchen in ausgezeichneten Wein tauchte (was für Tafelgenüsse, werther Herr, bietet doch dies Poitou!), als ein Polizeikommissar, der zweifellos den Anweisungen Degrange's folgte, sich im Hotel vorstellte. Er kam zu einer Inspektion der Reisenden und wollte ihre Pässe prüfen. In dem Augenblick war mein Entschluß gefaßt. Ich gab meinen Namen und meine Stellung an: „Pavie, Beamter bei den Armeelieferungen,“ aber ich bekannte auch, daß ich keine Papiere hatte. Ach, mein lieber Herr, ich hätte sterben mögen vor Lachen, als ich in diesem Augenblick das kleine, unruhige Auge von Degrange sah, der gern dazwischen gefahren wäre, es aber nicht wagte. Er war halb befriedigt, halb ärgerlich. Auf der einen Seite begriff er, daß ich eine Idee verfolgte, auf der anderen sah er eine Gelegenheit, aus meiner Anwesenheit in der „Heimführung“ und aus den Beziehungen, die ich nach seiner Ansicht zu Rochereuil hatte, irgend welchen Vortheil zu ziehen. Ich möchte wetten, daß Degrange mich im Grunde für einen royalistischen Agenten hält.

Am Abend also schlief ich im Gefängnis unter demselben Dach mit Rochereuil und Abbé Georget.

Nun, mein Herr, ich habe diese beiden Männer gesehen, die von ihrer Zelle aus die kaiserliche Regierung in Schach halten und das Rissen, auf dem der häßliche Kopf des Herzogs von Rovigo ruht, mit Dornen spicken. Ich habe sie gesehen und mit ihnen gesprochen. Gesprochen ist etwas viel gesagt, denn in unserer kurzen Unterredung war ich es nur, der sprach, und als sie mir antworteten, geschah es, um mich zu verabschieden.

Mit solchen Durschen darf man nicht hinter dem Berge halten. So habe ich mich ihnen denn auch frei und offen genähert und gesagt: Ich bin Méhu de la Guiche. Ich wußte wohl, daß ich ein gewagtes Spiel spielte, aber ich hatte ihnen genügende Erklärungen über meine Beziehungen zu Drake, dem englischen Minister, zu geben; ich konnte ihnen beweisen, daß die Broschüre über die Jakobiner und die englische Regierung, die unter meinem Namen erschien und aus der kaiserlichen Druckerei hervorging, nicht von mir war, kurz, um sie endgültig zu überzeugen, wollte ich mich auf Abbé Lafon berufen, dem ich bei seiner Flucht aus Paris geholfen habe.

Aber leider haben sie mich nur wenige Minuten reden lassen. Plötzlich unterbrach Rochereuil mich mit den Worten: „Sie haben unter dem Namen Müller die Philadelphien von Beauçon ausgeliefert.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Gegenüber dem alten Haus des Reichstages in der Leipzigerstraße erhebt sich ein neuer feltamer Geschäftspalast. Wer in den Abendstunden dort vorübergeht, sieht ihn von weitem schon blinken und leuchten. Das Licht aus elektrischen Vogenlampen umflirt das Glashaus; weit hinein in Flur und Gänge blickt das Auge, dem es über all dem grellen Glanz wohlthut, daß tiefer drin im Hause das mildere Glühlicht wenigstens wohlthätige Abwechslung schafft. Man kann nicht vorübergehen, ohne daß das gläserne Haus zu rufen scheint: Du mußt mich betrachten, Du mußt!

Man hat in der jüngsten Zeit stets so viel von der dekorativen Politik gesprochen, von den Jubelstößen und Prunkmanövern, von Paradeveranstaltungen und Fürstebesuchen, und mancher Bürgersmann genöthete sich die bleiche, klapperige Furcht an, wenn er von Bestimmungen irgendwo in Darnstadt oder Karlsruhe las. Das Dekorative, das Arrangement spielt aber im modernen Leben auch außerhalb der Politik seine bedeutsame Rolle.

Das weite gläserne Gebäude in der Leipzigerstraße stützt sich auf eiserne Rippen. Alle übrige bauliche Verkleidung ist zur Nebensächlichlichkeit herabgesunken. Es ist eben eine leichte feinerne Verkleidung, eine ornamentale Fier.

Wie aus der Bühnenscheide-Phantasil, die anfangs an altdeutsch trauliches Kneipenleben erinnern wollte, nach mancherlei Stilumwandlungen der moderne Bierpalast entstand, so hat das Neklameschaufenster allmählig sich zum riesigen Neklameschaufenster entwickelt. Mit romantischer Deutschhämerei, wie beim Bierhause, hat dieser Prozeß freilich nichts zu schaffen. Immer weiter und tiefer wurde das Schaufenster, nicht selten machte es den Hauptwert des Kaufabens aus. Mit Hilfe der Eisenkonstruktionen erhoben sich die modernen Kaufhäuser; immer umfassender wurden

die Glasflächen, die Einblicke in den Waarenbazar gestalteten; den „Eisentrappen“ gehört die Zukunft, riesen einzelne Architekten aus; das moderne Waarenhaus wird uns den heißersehnten neuen Baustil bringen. Nun steht in der Hauptverkehrsader der Stadt der typisch-moderne Bazar vollendet da: von oben bis unten zu begucken, ein ungeheurer Schaufenster in mannigfachen Abtheilungen; nirgends mehr Heimlichkeiten, überall freier Raum für das blendende dekorative Arrangement, bei dessen verwirrender Fülle selbst der wohlfeile Trüdel bestehen kann. Längst ist der Marktstreifer, der seinen Witz und seine Lunge oft bis zur Erschöpfung abrackern mußte, in weite ferne kleine Orte verbannt. Dort mag der arme Hanswurst ein Bettelbäsein fristen. Nicht wie im erstarrten orientalischen Bazar tritt der Handelsherr mit dem Käufer in direkte Berührung; und hat der Verkäufer gar ein besonderes liebes, kostbares Stück, so weist er es heimlich dem bevorzugten Gast.

Die moderne Glasburg steht stumm da in ihrer prozigen Macht und doch schreit sie unvergleichlich lauter, schriller und eindringlicher, als die gewichtigsten Marktstreifer der Welt und als die blumigste Beredsamkeit der Orientalen. Sie glitzert und flimmert bei Tage, und in den Abendstunden gleiten elektrische Fluthwellen über sie hin. Sie lockt den müßig schlendernden Gaffer und sie zwingt den rasch Vorüberschreitenden zum Aufschauen. Sie läßt niemanden los; sie ist ein Tempel der Reklame.

Die zentralisirte Kapitalmacht eines spekulativen Kaufherrn kam auf den Einfall, sich den riesigen Schaufenstern nicht weit von der Stätte zu erbauen, wo vor nicht allzu ferner Zeit, ehe noch der Zug nach dem Westen vorherrschte, das Potsdamer Thor ins Freie und Grüne führte und wo jetzt noch der runde Leipziger Platz mit seiner ruhigen, wenn auch nicht erhabenden Architektur eine freundliche Oase bedeutet. Dieselbe Kapitalmacht wird in den banhigen Räumen der neuen Glasburg hunderterlei Dinge aufspeichern, Bedarfs- und Schmuckgegenstände: in Massen für die Masse; ein Magazin für alles. Von Manschettenknöpfen und armselig dünnen Kinderstrümpfchen bis zu den Erzeugnissen der Literatur: dem spekulativen Machthaber ist das alles willkommen. Er sagt: Nichts, was in Massen veräußert werden kann, soll mir fremd sein. Ich kaufe auch Literatur, Stoff- und ballenweise. Literatur, die harmlos ist und unschädlich. Schöngestirnte Arbeit für das deutsche Mädchen, schöngestirnte Arbeit für die deutsche Frau, das Heimchen am Herd. Vor allem sei sie wohlfeil und frei von unnützlich individualstem Gepräge! In diesem Punkt treffen sich der Handelsherr in Waarenbranchen aller Art mit dem Großkaufmann, der auf seinem Zeitungspapier in parteilich öffentlicher Meinung für 200 000 Abonnenten macht, wie im brüderlichen Verein.

Darum wird die dekorative Glasburg, so nothwendig sie auf grund gesellschaftlicher Zustände und als Huldigung der heiligen Reklame kommen mußte, ein schlimmer Bildner des Geschmacks werden. Die gläserne Burg als Erzieher, das wird ein unfreundliches Ergebnis werden. Wo das Flache verbreitet wird, aus dem jedes individuelle Streben geistlich verbannt ist, wo man allenfalls noch mit wohlfeilem Glanz anzureizen sucht, da wird kein gediegener Geschmack sich bilden. Oder man müßte an die Lehre glauben, von der zum Beispiel einzelne Verleger von Hintertreppenromanen ausgehen. Wenn man denen Vorhaltungen macht, so erwidern sie kaltblütig: „Was wollen Sie? Zuerst muß man die Leute aus Lesen gewöhnen. Mit dem Hintertreppenroman fängt's an; dann kommen die Leute von selber drauf, ein volkwissenschaftliches Buch von Werth beim Kolporteur zu bestellen.“ Das überaus gemüthliche Wort: von selber! Als ob die gleichmäßige Fortbildung im Flachen selbst bessere Instinkte nicht erschaffe und endlich ersticke!

Da versucht man müßig, den kunstgewerblichen Sinn bei uns zu beleben. Erst jüngst war ein Artikel über diese laienenden Bemühungen im „Vorwärts“ veröffentlicht. Der Aufsatz athmete viel Hoffnungsfreude. Wenn ich an die gläserne Schaenburg denke, schrumpft meine Hoffnung arg zusammen. Die Stadt-Kultur sitzt uns zu fest im Geblic, das heißt die Kultur, die stadtartigen Anspury und Ueberladung der Lärger scheinenden, aber echten Gediegenheit vorzieht. Diese Stadt-Kultur aber und die gläsernen Burgen stehen in einem innerlichen Verwandtschaftsverhältnis zu einander.

Es wäre ja so schön, den alten Zusammenhang zwischen Handwerk und Kunstbetrieben wiederzufinden. Die banausische Verachtung der Kunst, die man in dem Preußen-Deutschland der Gegenwart selbst bei ganz intelligenten Köpfen findet, müßte schwinden, wüßte die Einsicht, daß eben die Kunst eine nothwendige Lebensäußerung ist; daß sie das Alltagswesen erhöht, wenn sie zugleich das Alltagsbedürfnis berücksichtigt und verschönt. Künstler mit hochfliegenden Absichten haben längst, zumal in England, daran gearbeitet, dem Kunstgewerbe individuelle Wege zu weisen. Ein Walter Crane hat selbst an die Bedürfnisse der kleinen Jugend gedacht. Und welchen rein wirtschaftlichen Lohn hat das gebracht, von der idealen Seite ganz zu schweigen. Bei uns wird hierin die fortschrittliche Arbeit nicht bloß darum schwieriger, weil wir nachhumpeln, sondern weil in zwischen die Stadt-Kultur so vieles verbildet hat.

Gewiß, die moderne Glasburg als Kaufpalast ist an sich als Massenzentrale kein Hindernis für die Entwicklung des einfach-gesunden Kunstgeschmacks. Wenn man in ihr nur wollte! Ob man in ihr mit vervielfältigten Gegenständen der Stadt-Kultur handelt, oder ob man vervielfältigte Erzeugnisse kunstgewerblicher Art umsetzt, die im Originalentwurf wirklich gediegenen, persönlichen Charakter tragen, das ist den großkapitalistischen Handelsleuten höchst

gleichgiltig. Nur ist es bequemer und es erfordert so gar keine Nachdenklichkeit, auf die Stud.-Kultur zu reagieren. So wie börsartige Naturen die billigsten Präsens-Zigarren mit den buntesten Barchbinden belieben, damit das Geschenk schreie: so geht es im allgemeinen mit der präzisen Stud.-Kultur. Für elliiche Groschen falscher Glanz, falsche Masse. Aber schreien muß das Ding! Ins Weite schreien, so wie die Glasburg schreit, die in der Leipzigerstraße steht. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— **Wie der Teufel ansieht.** Im katholischen Herz-Jesu-Kalender erzählt ein Vicar J. P. G. in Dalheim von einem gottlosen Manne, der auf dem Totenbette von einer Krankenschwester befehrt wird. Der Teufel, der sich wahrscheinlich schon auf die Seele gefreut hat, wird, als er sich um die Beute betrogen sieht, natürlich sehr ungemüthlich und nun höre man seine Nachrede: „Nachdem die Schwester die Leiche verlassen und den Weg nach Hause eingeschlagen, hört sie hinter sich ein Platschen. Da plötzlich ein Stuck — und der Regenschirm, den sie fest in der Hand hielt, ward zur Seite geschoben. Neben ihr stand ein Ungethüm, das ihr aus weit aufgerissenen Nästern einen überaus überlichschenden Schwefeldampf ins Angesicht blies, so daß die Schwester wie angebannt stehen blieb und alle Mühe hatte, sich aufrrecht zu erhalten. Auch das Ungethüm blieb stehen. Es hatte die Größe eines Pferdes und sein schwerfälliger Gang hatte das Platschen verursacht. Dazu schnaupte es fürchterlich. Schwester Katharina machte das Kreuzzeichen und ging voran; aber mit ihr hielt ihr Begleiter gleichen Schritt. Sie wollte beten und begann wohl zwanzig Mal das Vater Unser, aber sie kam nicht voran und nicht zu Ende mit dem Gebet. Dazu streckte das Ungethüm alle drei bis vier Schritte seinen häßlichen Kopf vor das Gesicht der Schwester, glockte sie mit den großen funkelnden Augen an und gab ihr wieder eine Dosis Schwefeldampf zu verkosten. So platschte es an ihrer Seite fort, daß die Spritzen ihr ins Nüstli subren, bis sie an das Gartenthor der Schwester-Wohnung kamen. Als die Schwester sich links zur Thüre wandte, schlug ihr Begleiter nach rechts den Weg zum Kirchhofe ein. Die ganze Nacht schloß Schwester Katharina kein Auge. Als am folgenden Morgen Schwester Louise die beschmutzten Kleider ihrer Mitschwester sah, fragte sie nach der Ursache. Aber nur dem Herrn Pfarrer theilte sie den nächtlichen Hergang mit, der in dem Ungethüm den bösen Feind erkannte, der sie seine Nachrede fühlen lassen wollte, ihr aber weiter nichts anhaben konnte.“ — Dieser schnauzende Teufel scheint der Asthma-Teufel gewesen zu sein. —

— **Ueber die Behandlung der Seide vor dem Färben** sprach im Verein deutscher Chemiker Dr. Erlendach. Die Seiden-erzeugung der Erde beziffert sich gegenwärtig auf über 28 Millionen Kilogramm. Daran ist Europa mit etwa einem Fünftel theilhaftig. China liefert 12 1/2, Japan 6, Italien 4 Millionen Kilogramm, Frankreich 900 000, Oesterreich-Ungarn 250 000, die europäische Türkei 200 000, Spanien 80 000, Griechenland 35 000, die Balkanländer und die Schweiz je 30 000, das europäische Rußland 1000, Deutschland 500 und England 200 Kilogramm. Wegen die Krankheiten der Seidenraupe geht man nach Pasteur's Vorschlag jetzt derart vor, daß man jeden Schmetterling seine Eier in einem besonderen Pappkästchen ablegen läßt, ihn dann an dies Kästchen anheftet und mikroskopisch untersucht. Findet man Pilze an ihm, so wird er misammt der Brut verichtet. Die Versuche, eine Blut-auffrischung unserer Seidenraupe durch Kreuzung mit frisch eingeführten asiatischen Thieren herbeizuführen, haben sich nicht bewährt und sind durch eine sorgfältige Zuchtwahl ersetzt worden. Zu diesem Zwecke wählt man die verpuppten Raupen, die durch Größe auffallen, aus, schneidet den Cocon auf, nimmt die Puppe heraus und wägt die Hülle. Entspricht ihr Gewicht der gebegten Erwartung, so legt man das Thier wieder hinein und schließt den Cocon. Der ausgekrochene Schmetterling wird zur Zucht verwendet, und man hat auf diese Art Ertragsvermehrungen bis 25 pCt. erzielt. Zur Beschwerung des Seidenfadens dient Chlorzinn, mit dessen Lösung der Faden — abwechselnd mit einer Lösung von phosphorsaurem Natron — mehrmals getränkt wird. Man erreicht Gewichtszuwahmen bis 90 pCt., kann aber auch für schwarz zu färbende Seide noch viel weiter geben. Neuerdings wird auch Wasserlaesung beim Beschwern benutzt. Die beschwerte Seide verliert etwas an Festigkeit und Elastizität, namentlich aber Bestrahlung mit Sonnenlicht schadet ihr um so mehr, je mehr sie beschwert ist. Künstliche Seide wird aus Cellulose (Holzfaser) hergestellt, indem man Nitrocellulose mittels Schwefelammoniums nahezu stichstofffrei macht. Sie übertrifft die Naturseide an Glanz, erreicht sie aber nicht an Festigkeit, ist auch nicht widerstandsfähig gegen Säure. Einweilen wird sie nur im Gemisch mit Naturseide oder Baumwolle verwebt. —

Literarisches.

g. b. Guy de Maupassant. Der Regenschirm und andere Novellen. München, 1897. Albert Langen. — Auch aus dieser Sammlung scheinen mir die Skizzen die werthvollsten zu sein, welche Maupassant als Bauernschilderer zeigt. Wie er das normännische Landvolk in seiner ganzen eigentümlichen Schwereffälligkeit oder seiner ungläublich niederrächtigen Bauernschlaubeit uns vorführt, hat er in der ganzen Literatur nicht seines gleichen. Dort, wo er die Geheimnisse des Doppelichs zu erhellen versucht, wo er sich über Vorgänge,

die sich unbeeinflusst von unserem Willen in unserem Unterbewußtsein vollziehen, Klarheit zu verschaffen sucht, ist er von einer Feinsichtigkeit, in der ihn vielleicht nur Kant Hamsum übertrifft. Und selbst in den Stücken, die vermöge ihrer entsetzlichen Brutalität uns abstoßen, müssen wir die Größe seiner Weltanschauung bewundern, die ebern und unerbittlich, wie das Leben selbst, hinter dem Ganzen steht, und uns zwingt, zu folgen vom ersten bis zum letzten Wort. —

Musik.

— **Konzerte.** Das erste Programm des von Siegfried Ochs geleiteten Philharmonischen Chores bedeutete eine glänzende Guldigung für zwei Meister, welche die Wahrheit und Zückerlichkeit ihrer Kunstwerke niemals durch eilen und prahlerischen Stil befechten und allen Gaben ihres Genies die ergreifende Weihe einer starken und ehrlichen Empfindung verliehen. Gluck's „Orpheus“ und Mendelssohn's „Erste Walpurgisnacht“ bilden zwei charakteristische Höhepunkte des lebenskräftigen Schaffens der beiden Meister. Der seinerzeit geschätzte Dichter Calzabigi, welcher die farblosen Künstelerei der italienischen Gesangsvirtuosen-Oper durch dramatische Wahrheit und Einsicht im Ausdruck der Leidenschaften beseitigen wollte, lieferte Gluck den Text zum „Orfeo“. Die Oper gelangte 1762 unter dem Titel „Orfeo ed Euridice“ in Wien zur ersten Aufführung und bedeutete durch die kraftvolle Schilderung erfahbarer Gefühle, durch die scharfe Ausprägung von Charakteren und Leidenschaften, durch die seltene Ausführung mit handelnder Chöre eine völlige Umwälzung im damaligen musikalischen Drama. Und noch heute ergreifen uns einzelne Theile des „Orpheus“ in ihren edlen und einheitlichen Formen, in ihrer innigen Melodie und lebhaften musikalisch-dramatischen Gestaltungskraft als Offenbarungen eines gewaltigen Musikgeistes, mit dessen Namen der naturliche Stil und die klassische Größe des gesammten deutschen Musikdramas aufs innigste verknüpft sind. Für die Aufführung brachte der philharmonische Chor seine glänzende technische Herrschaft über alle dynamischen Feinheiten und eine bedeutende malerische Lebendigkeit der Charakteristik mit, welche sich besonders in den Unterweltsschören effectvoll offenbarte. Von den Solistinnen ragte der Orpheus des Fräulein Landi hervor, allerdings mehr durch die tadellose Bildung ihres tiefen Mezzosopran, als durch überzeugende innere Anteilnahme an dem Kunstwerke. — Zur Feier der 50. Wiederkehr des Todestages Mendelssohn's war, wie bereits erwähnt, die nach der Goethe'schen Ballade für Soli, Chor und Orchester komponierte „Erste Walpurgisnacht“ als zweite Programmnummer gewählt worden. Der seltene melodische Reichthum, die kristallklare thematische Arbeit und die poetische Beweglichkeit seiner romantischen Phantasie lebt in diesem Werke, welches besonders in den beiden Chören, „Vertheilt Euch, wadere Männer“ und „Kommt mit Faden und mit Gabeln“ eine geradezu überwältigende Macht künstlerischer Steigerung ausüben. Kapellmeister Ochs, der sich keine rhythmische oder deklamatorische Ausdrucksfeinheit entgehen ließ, der wie ein großer Künstler im Totaleindrucke wirkende philharmonische Chor und der ausgezeichnete Dresdener Operbariton Scheidemann nahmen sich der künstlerischen Bedeutung des in seiner poetisch quellenden Frische unvergleichlichen Wertes mit wahrer Begeisterung an und erlangen stürmische Beifallsbezeugungen. — Von Solistenkonzerten dieser Woche sind die Liederabende der Herren zur Mühlen und Gura, der Chopin-Abend des Herrn Pachmann zu erwähnen. Herrn zur Mühlen's Organ, welchem als ursprünglichen Bariton die Tenorlage mit Kunst und Energie abgetrotzt worden zu sein scheint, klingt verweilt und läßt sich nur sehr widerwillig zu reinen Tönwirkungen gebrauchen. Aber ein seltener Vortragskünstler ist zur Mühlen, welcher den Gehalt eines Liedes oder einer Ballade mit intimstem Spürsinn zu entdecken und auszuschöpfen vermag. Herr Gura strebt seinem berühmten Vater mit Eifer und Talent nach, und für manche Böw'sche Ballade hat der Sohn des Vaters Geist und Können sich angeeignet. Herr Pachmann ist wohl der kongenialste Chopin-Spieler unserer Zeit. Der aus romantischem Empfinden, origineller Künstlerindividualität und großem Welschmerz zusammengesetzte Kompositionscharakter Chopin's findet in Pachmann den zärtlichsten, poetischsten und selbst äußerlich eigentümlichsten Interpreten.

Kunst.

— Für die Nationalgalerie sind nach der „Kunst für Alle“ folgende Bilder angekauft: Von Arnold Böcklin die „Meeresbrandung“, welche in diesem Jahre in München ausgestellt ist, und der durch Klinger's große Radirung bekannte „Liebesfrühling“; ferner von Wilhelm Leibl, der bisher nicht in der Sammlung vertreten war, die „Dachauer Bäuerinnen“; endlich eine Landschaft von Sisley und „Landhäuser“ von Pissarro, welche das vorhandene Bild der letzten Entwicklung französischer Landschaftsmalerei zu ergänzen geeignet sind. Die neuen Werke sollen in einigen Wochen, gleichzeitig mit den neu angekauften Räumen des ersten Stockwerkes, den Besuchern zugänglich gemacht werden. —

Erziehung und Unterricht.

— In neun abgelaufenen Monaten des Jahres 1897 sind in den Bibliotheken des Wiener Volksbildungsvereins 606 096 Bände verliehen worden, um 30 000 mehr als in der gleichen Zeit des vorigen Jahres. Bei einigen Bibliotheken ist ein Rückgang zu verzeichnen, die meisten weisen jedoch wesentliche Fortschritte auf, die bedeutendsten Landstraße, wo 18 000, und Ottakring, wo

29 000 Bände mehr verliehen wurden; die jüngste Bibliothek des Vereins (Margarethen) brachte es bereits im ersten Monat ihres Bestehens auf einen Umsatz von 3487 Büchern. Verhältnismäßig mit den stärksten Aufschwung hat die Lektüre der Klassiker und der wissenschaftlichen Werke genommen; während Romane, Zeitschriften und Jugendschriften nur um 3 pCt. gestiegen sind, haben Klassiker um 12, Geographie um 19, Literaturgeschichte um 24, Naturwissenschaften um 58 pCt. zugenommen. Sehr verschieden ist die Theilnahme der einzelnen Bibliotheken an diesem Aufschwung; während in Oltauring die lebhafteste Nachfrage nach Naturwissenschaften, Klassikern und Geographie herrscht, zeigt sich in der Leopoldstadt vor allem Interesse für Literaturgeschichte, in Favoriten und Döbling für Geschichte und Geographie, Meidling und Donauefeld verlangen noch fast ausschließlich belletristische Lektüre. Voraussichtlich wird der Umsatz der Bibliotheken des Vereins in diesem Jahre 800 000 Bände bedeutend übersteigen und es dürften auf die wissenschaftlichen Abtheilungen mehr als 100 000 Entlehnungen entfallen. —

Aus dem Thierleben.

— Die Fruchtbarkeit der Hasen. Anfang November 1894 wurden auf der holländischen Insel Schiermonnikoog 12 Hasen ausgesetzt und im November 1896 noch weitere vier. Im Frühjahr 1895 wurden auch noch 12 Fasanen, 10 Fennmen und 2 Föhne auf der Insel ausgesetzt. In voriger Woche wurden nun dort in drei Tagen von fünf Schützen 138 Hasen und 43 Fasanenjähne geschossen. Der Wildstand der Insel wird jetzt noch auf 800 Hasen und 600 Fasanen geschätzt. —

— Der in Dublin soeben verstorbene Dr. Samuel Haughton hatte vor Jahren einmal Gelegenheit, unter großer persönlicher Gefahr einen Tiger des Zoologischen Gartens der irischen Hauptstadt an der Lunge zu operieren. Das Thier litt an Verkümmung einer Klaue, die schon ganz in den Fuß hineingewachsen war, und es stand zu befürchten, daß der „Altersbrand“ hinzutreten würde. Es mußte also zu einer Operation geschritten werden, und Dr. Haughton wurde gebeten, die Amputation zu vollziehen. Der Arzt willigte ein. Die Wärter warfen daher, um das Thier zu fesseln, ein Netz über den Tiger und zogen ihn damit nahe an die Eisenstäbe des Käfigs heran. Jetzt entwickelte sich eine furchtbare Szene, welche durch die grenzenlose Wuth der Tigerin, die von ihrem Genossen getrennt, von einem Seitenkäfig aus der Ueberwältigung des Tigers zusah und an den Stäben raste, noch aufsehender gemacht wurde. Während nun ein Wärter den Kopf des Gefesselten mit dem Netz gegen das Gitter presste, andere die Füße des Tigers fest anzogen, packte Dr. Haughton die kranke Lunge und schnitt die verwachsene Klaue fort. Danach wurde der Operirte freigegeben und auch die Tigerin wieder zu ihm gelassen. Die Freude des Weibchens, ihr Antheil, ihr Bemühen, den verletzten Fuß zu karezzieren und die Wunde zu lecken, war rührend. Eine Woche später kam Dr. Haughton wieder nach dem Zoologischen Garten, um nach seinem Patienten zu sehen, und fand ihn in guter Besserung. Diesmal war das Betragen beider Tiger ein ganz anderes gegen den Arzt. Als wären sie von Dankbarkeit gegen den Helfer in der Noth erfüllt, purrten die zwei Raubthiere ihm wie die Katzen entgegen und bezeugten auf alle Weise ihre Freude. Der Tiger ließ sich den operirten Fuß ohne Widerstand examinieren, während die Tigerin aufmerksam zuschaute, und noch Jahre später, wenn Dr. Haughton gelegentlich sie zu besuchen kam, legten die Thiere die größte Freundschaft für den Arzt an den Tag. —

Astronomisches.

— Ueber die astronomischen Beobachtungen, die während der Fahrt des „Fram“, wesentlich von Lieutenant Scott-Hansen, 1893—1895 ausgeführt wurden, veröffentlicht der Direktor des Observatoriums in Christiania Professor Geelmuyden in den „Astronom. Nachr.“ mit Dr. Hansen's Erlaubniß einige Mittheilungen. Die Durchführung dieser Beobachtungen in einer Kälte, die bis — 50 Gr. C. betrug, war kein Vergnügen; sie mußten aber ausgeführt werden, um Länge und Breite zu verschiedenen Zeiten, also die Route des Schiffes, zu bestimmen. Zu den allgemeinen Längenbestimmungen gehört ein Chronometer, das anzeigt, was die Uhr in Greenwich ist. Man konnte aber nicht erwarten, daß ein solches Chronometer in den drei Jahren, die die Expedition dauerte, richtig gehen würde, und man war deshalb auf weitere Beobachtungen angewiesen, um dessen Gang zu kontrollieren. Namentlich benutzte man die Finsternisse der Jupitermonde dazu. In jenen Gebieten befand sich der Jupiter stets über dem Horizont und konnte also, wenn es das Wetter zuließ, im Winterhalbjahre zu beliebiger Zeit beobachtet werden, denn die Sonne verschwand z. B. im Jahre 1893 schon am 7. Oktober und zeigte sich erst am 4. März 1896 wieder. Die Zeiten für das Eintreten eines Jupitermondes in den Schatten des Jupiter oder das Austrreten aus diesem konnten 80 Male wahrgenommen werden. Darnach konnte man berechnen, wieviel die Uhr in Greenwich war und somit sehen, wieviel das Chronometer gewonnen oder verloren hatte. Während des gegen fünf Monate langen Tages konnte der Jupiter nicht gesehen werden, doch hatte man das Glück, drei Sonnenfinsternisse zu erleben. Die letzte,

am 20. August 1895, war allerdings eines Schneesturms wegen nicht wahrnehmbar, doch konnte man bei den zwei ersten, am 6. April 1894 und am 26. März 1895, die Zeiten für Beginn und Ende, die Verdunkelung beobachten, woraus man wieder berechnen konnte, wieviel die Uhr in Greenwich war. Als interessantes Beispiel der Erträge dieser Beobachtungen führt Professor Geelmuyden die Trift des Polarsterns in der Zeit, wo es dem Pol am nächsten lag, Mitte November 1895, an. Am 15. November lag es am nördlichsten auf 85 Gr. 55' 50" nördlicher Breite und 66 Gr. 4' östlicher Länge von Greenwich. Am Tage vorher hatte es sich 500 Fuß südlicher und $\frac{3}{4}$ Meile östlicher befunden. Drei Tage darauf lag es $\frac{1}{2}$ Meile südlicher und 1 Meile westlicher. —

Bergbau.

t. Petroleumquellen in Japan. Auch in seinem Petroleumverbrauche beginnt Japan sich von ausländischen Erzeugnissen unabhängig zu machen und man kann nicht wissen, wie bald es mit der Ausfuhr einheimischen Erdöls auf den Weltmarkt treten wird. In Japan wird das Petroleum nicht nur zur Beleuchtung, sondern auch vielfach als Kraftquelle benutzt. Das Inselreich besitzt ziemlich ausgedehnte Vorkommen, welche sich von der Insel Jesso im Norden nach dem Distrikt Akita im nördlichen Theile der Hauptinsel und dann durch diese hindurch über die Provinzen von Schigo, Totomi und Sinane nach Süden erstrecken; im Gebiete von Tosan werden allein über 50 Bohrlöcher gestochen und 30 weitere sind noch in Aussicht genommen. In früheren Jahren hat man sich mit der Ausbeutung des Erdöls nicht viele Mühe gegeben und hat die Bohrlöcher höchstens bis 600 Fuß tief gestochen, jetzt aber wird der Boden mit verbesserten Bohrmaschinen bis zu 800 und sogar bis zu 2000 Fuß durchsunken. Auch die Reinigung des Erdöls wird jetzt sehr verbessert, so daß das japanische Öl bereits den Wettbewerb mit dem ausländischen soll aufnehmen können. —

Humoristisches.

— Selber essen macht fett. „Fiede“, sagte der Elementarlehrer eines Tages zu einem seiner Schmerzsjungen, „wenn Du nun eine Lute Buntjers hast, und Heiner sieht dabei und hat keine, was thätst Du dann?“ „Denn ät id se op“, meinte Fiede grinsend. „Ja, aber wenn Du recht viele Buntjers hast, was thut Du dann?“ „Denn ät id se ot op!“ „Zaaa — aber wenn Du nun satt bist, Fiede, und Du hast noch 'n paar Buntjers nach, was machst Du dann?“ „Denn — denn quäl' id de amern ot noch rin!“ —

— Auf dem Lande. Der Regierungspräsident besucht ein kleines Dorf und fragt den Ortsvorsteher: „Wie kommt es, daß in diesem Dorfe fast alle Kinder barfuß laufen?“ — „Entschuldigen Sie, Herr Präsident, aber bei uns kommen sie so auf die Welt.“ —

— Auch ein Pfand. A.: „Mein Junge hier hat gestern ein Zwanzig-Markstück verschluckt!“ — Pfandleiher: „Der Arzt wohnt nebenan!“ — A.: „Ja, ja, er hat uns für diesen Nachmittag bestellt — ich möchte den Jungen aber so lange hier lassen. Können Sie mir vielleicht zehn Mark darauf geben?“ —

Vermischtes vom Tage.

— Tageblatt-Wildpret. Herr Brandes schreibt seinem Blatte aus London: „... Melancholisch rauschte in den Baumriesen der Herbstwind, und hier und da stand das Wildpret, durch das Geräusch des Wagens aufgeschreckt, auf einsamer Blöße, furchtsam den schweigenden Jag anäugend...“ Hat denn Herr Brandes vielleicht auch einmal ein aufgeschrecktes Schnitzel angegüht? —

— Das Eisfloßer Eisenschiff Magnat ist mit großer Ladung von Cotacaca kommend bei Guayaquil vollständig verloren gegangen. —

— Im Schuelzug München—Berlin hat sich ein Student, der Sohn eines Posener Fabrikbesizers erschossen. Er hatte seit Mitte März sein ganzes Erbtbeil, 52 000 M., versumpt. —

— Der frühere Bürgermeister von Caub in der Rheinprovinz, der bereits wegen Urkundenfälschung mit Zuchthaus bestraft ist, ist verhaftet worden, weil er im begründeten Verdacht steht, sein verkrüppeltes Kind ermordet zu haben. —

— In der Stadt Steyregg unweit Linz (Oberösterreich) sind 26 Häuser niedergebrannt. —

— In der letzten Zeit haben sich in Tyrol Wären wieder häufiger bemerkbar gemacht. An verschiedenen Orten wurden Schafe von ihnen zerrissen. Jetzt ist unter den Tyroter Bauern die Meinung aufgekommen, daß die Wären von dem Personal der großen Jagdpächter absichtlich geschont würden. Wenn den Bauern recht viel Schafe zerrissen würden, würden sie den Schaf-Austrieb endlich aufgeben, und die bisher von den Schafen abgegrasteten Weiden fielen dem Wilde zu. —

— Im Dorfe Höllestein (Baselstaud) ist der älteste Schweizer Bürger, Jacob Thomann, im Alter von 102½ Jahren gestorben. —

— Wie der „Frankfurter Zeitung“ aus New York gemeldet wird, beabsichtigt der Nordpolfahrer Nansen, Südpolarforschungen zu unternehmen. —